



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aber du konntest zweifeln. Er blickte sie betrübt an. Sie wollte nicht nachgeben. Hast du mir nie etwas verborgen, leichtsinnige Streiche, für die wir beide schwer büßen mußten?

Leichtsinnige Streiche, sagte er, ja — ich bin vielleicht leichtsinnig. Ich bin mehr als einmal leichtsinnig gewesen, das weiß ich wohl. Aber Leichtsinn und Verbrechen — Brandstiftung —, das sind zwei sehr verschiedene Dinge. So weit ist es also gekommen, daß meine eigne Frau mich für einen Brandstifter hält.

Das habe ich nie gesagt, rief sie ganz unglücklich. Jetzt bist du nicht ehrlich — sieh mich an, Emilie — sieh mich an. Er faßte sie um die Taille. Du hast vielleicht Klein-Finger dazu erzogen, es zu glauben.

Wärest du immer ehrlich gegen mich gewesen, dann hätten wir beide nie nötig gehabt, so miteinander zu sprechen.

Aber Hilmer wollte die Oberhand behalten. Also du glaubst, daß ich meinen eignen Hof angestrichelt habe?

Nein, sagte sie gleichsam etwas trozig.

Er ließ sie los. — Aber daß ich es getan haben könnte.

Ich bitte dich nur, deine Feinde nicht herauszufordern.

Ich soll also auch nicht meine Ehre schützen.

Sie schüttelte den Kopf. Ich habe es schon früher gesagt und wiederhole es: Hättest du es um unfertwillen getan, so würde ich deine Sache zu der meinen machen. Du sagst ja selbst, daß du bei der Gesellschaft weit über den Wert der ganzen Geschichte eingekauft warst. Wahr ist es nicht. O, wenn du nur nicht lügen wolltest, Hans, oder jedenfalls mich nicht belügen. Kannst du denn nicht einsehen, daß all diese kleinen Unwahrheiten hundertmal größere Verbrechen gegen mich sind, als die eine Handlung gegen die fremden Menschen sein würde?

Hilmer hatte seinen Entschluß gefaßt: Gut, dann soll die Sache wieder aufgenommen werden. Noch heute fahre ich zum Bürgermeister hinein. Er glaubte, er täte mir einen Gefallen, wenn er die Sache auf sich beruhen ließe. Sie soll aufgenommen werden. Es ist mir, als ob mich die Luft hier drinnen ersticke. Und dann diese verdammte Brandstätte, der Brandgeruch in diesem ganzen verpesteten Hause. Er wandte sich um und ging in sein Zimmer. Emilie stand und sah ihm nach, dann trocknete sie sich die Tränen. Daß Hilmer doch nicht ehrlich sein konnte, ehrlich gegen sie, ehrlich gegen sich selbst!

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 30. August 1909

(Katholikentag und sozialdemokratischer Parteitag. Glossen zum sozialdemokratischen Parteibericht. Zur Beurteilung der neuen Steuern. Die Lage im Orient. Graf Zeppelin in Berlin.)

Wir nähern uns einmal wieder der Periode im Jahre, die regelmäßig von den Parteien zur Vorbereitung der winterlichen Tätigkeit in den Parlamenten ausgenutzt wird. Nicht immer geschieht dies durch Abhaltung von Parteitagen. Gewöhnlich verständigen sich die Parteien in anderer Weise auf Grund des gegebenen und anerkannten Programms. Nur zwei Parteien halten regelmäßig in jedem Jahre ihre große Heerschau ab, das Zentrum und die Sozialdemokratie. Allerdings läßt sich formell bestreiten, daß es Zentrumsparteitage gibt. Offiziell

heßen sie Generalversammlungen deutscher Katholiken oder — wie der Sprachgebrauch sie kurz getauft hat — Katholikentage. Wenn man sie gleichwohl als Parteitage des Zentrums betrachtet, so soll damit durchaus nicht verkannt werden, daß es eine Seite dieser Veranstaltungen gibt, die mit politischen Parteien nichts zu tun hat. Zahlreich sind die deutschen Katholiken, die ihrerseits, ohne an politische Fragen zu denken, nur aus dem Bedürfnis des Bekenntnisses heraus an diesen Generalversammlungen teilnehmen, und die auch für ihre Person davon nur einen Eindruck nach Hause tragen, der sich aus dem Zusammenklang einer großen Gemeinschaft in Fragen der Religion und der Weltanschauung natürlich ergibt, und den wir direkt als Erbauung bezeichnen können. Das zu übersehen oder zu leugnen, wäre im höchsten Grade ungerecht und einseitig. Aber wenn wir in einer politischen Besprechung der Katholikentage gedenken, so meinen wir auch diese religiöse und sittliche Bedeutung der Veranstaltungen gar nicht, sondern nur die Seite der Sache, die sich mit Politik berührt. Da die Katholikentage auch rein politische Fragen vor ihr Forum ziehen, so haben wir ein Recht, zu fragen, in welchem Sinn und Geist diese Fragen behandelt werden. Und da kann man kein Zweifel bestehn, daß alles Politische nicht nur von führenden Mitgliedern der Zentrumspartei vertreten, sondern auch ganz ausschließlich im Sinn und zum Nutzen der Zentrumspartei besprochen wird. Deshalb vertreten die Katholikentage zugleich die Stelle von Parteitagen des Zentrums, und da auch das Bedürfnis, sich auf dem Boden des Bekenntnisses mit Gleichgesinnten zu besondern großen Kundgebungen außerhalb des rein kirchlichen Lebens zusammenzufinden, selten nur aus ganz ausschließlich religiösen Regungen entsteht, vielmehr gewöhnlich aus dem Bewußtsein einer besondern Denkweise auch in weltlichen Fragen hervorgeht, so kann es gar nicht ausbleiben, daß für die Gesamtwirkung der Katholikentage nach außen hin die religiöse Seite der Sache, so warm und tief sie auch im einzelnen zur Geltung kommen mag, doch nur Untergrund und Staffage bleibt, während die Parteitätigkeit für das Zentrum in den Vordergrund tritt. Wenn das Politische ausgeschaltet würde, wären die Katholikentage unmöglich. Die Kirche selbst würde dann dagegen protestieren. Nur daß das Bewußtsein einer Besonderheit auch in bürgerlichen Anschauungen die katholischen Kreise durchdringt, macht solche Demonstrationen der katholischen Laienwelt für ihre Kirche wertvoll. Deshalb hat das Leugnen des politischen und — mehr als das — des parteipolitischen Charakters der Katholikentage wenig Bedeutung. Das wird sich auch jetzt im Verlaufe des soeben eröffneten Breslauer Katholikentages wieder zeigen.

Der sozialdemokratische Parteitag steht gleichfalls unmittelbar bevor. Diesmal interessieren uns weniger die üblichen grobkörnigen Auseinandersetzungen zwischen den revolutionären Draufgängern und den mehr diplomatisierenden und theoretisierenden Richtungen als die Angaben, die uns der Parteibericht und die daran anschließenden Erörterungen über die Finanzen der Partei gebracht haben. Wir erfahren daraus mancherlei Lehrreiches. Zunächst sehen wir, welche große Summen der Parteikasse zugeführt worden sind und noch immer zugeführt werden. Diese Summen fließen im wesentlichen aus den Taschen der Arbeiter, des „Proletariats“, wie sich der Parteijargon noch immer mit Vorliebe ausdrückt. Auch was aus den Überschüssen der Parteipresse und der sozialdemokratisch geleiteten Betriebe der Parteikasse zugeführt wird, ist ja im Grunde eine Leistung der Arbeiter, die, zum Teil durch terroristische Mittel gezwungen, das ihrige dazu beitragen, diese Überschüsse zu schaffen. Diese Opferwilligkeit für eine Idee und die Disziplin, die sich in solchen Leistungen bekundet, verdienen ja sicherlich alle Achtung, auch wenn sie einem Irrwahn zugute kommen. Nur muß betont werden, daß diese außerordentlichen finanziellen Leistungen der Arbeiterschaft, die — wir wiederholen — nur zum Teil freiwillige, zum großen Teil vielmehr terroristisch erzwungne sind, beinahe

in demselben Atemzuge festgestellt und weiter gefordert werden, wo die stärkste Parteitagitation unter dem Hinweis auf den ungeheuern Druck der neuen Steuern entfaltet wird. Es liegt sogar der Plan vor, die Beiträge zur Parteikasse ganz nach Art einer Einkommensteuer abzustufen. Wenn man sich davon eine Wirkung verspricht — und es muß doch wohl in der sozialdemokratischen Partei eine ganze Anzahl von Leuten geben, die das tun —, so kann die Lage der deutschen Arbeiterklasse auch durch die neuen Steuern nicht so beklagenswert geworden sein, wie das von der äußersten Linken behauptet wird. Schon das Auftauchen dieses Vorschlags zeigt in Verbindung mit manchen andern Erscheinungen, daß im Gegenteil auch die sozialdemokratischen Parteieinrichtungen immer mehr kapitalistischen Charakter annehmen. Sie leben sich, wie es scheint, mit Behagen in diese kapitalistischen Formen ein, und wenn sie auch dazwischen immer wieder versichern, sie täten das nur notgedrungen, im Zukunftsstaate werde das alles ganz anders werden, so steht doch die Leichtgläubigkeit, mit der sich der Sozialismus in seiner praktischen Betätigung der verpönten Formen bedient, in seltsamem Widerspruch zu dem fanatischen Haß, mit dem die bestehende Gesellschaftsordnung um eben dieser Formen willen bekämpft wird. Es kommt noch hinzu, daß in den Fällen, wo die Sozialdemokratie mit ihren kapitalistischen Versuchen üble Erfahrungen gemacht hat, dies niemals auf den Widerspruch zwischen sozialistischer Theorie und sozialistischer Praxis zurückzuführen ist — dieser Widerspruch geniert praktische Leute sehr wenig! —, sondern auf das Vorhandensein räudiger Schäflein in der sozialdemokratischen Herde. Tatsächlich baut also die Sozialdemokratie ihre Macht und ihre Erfolge mit den Mitteln derselben Staatsordnung auf, die sie bekämpft. Es wäre gut, wenn auch die bürgerlichen Parteien daraus lernen wollten, daß Logik und Ehrlichkeit im Kampf um die politischen Überzeugungen zwar gewiß wichtig und schätzenswert sind, daß aber mehr als das rein verstandesmäßige Rechtsbewußtsein durch Idealismus und Disziplin erreicht wird.

Aus den Ziffern des sozialdemokratischen Parteiberichts können wir also die beruhigende Überzeugung gewinnen, daß die neuen Steuern unser Volk zunächst nicht ruinieren werden. Damit ist auch für die bürgerlichen Parteien freilich die Pflicht nicht aufgehoben, über die Wirkung dieser Steuern Erfahrungen zu sammeln, ihre Mängel und ihre Vorzüge vorurteilsfrei abzuwägen und, wo es notwendig ist, die Unterlagen für ihre zweckmäßigere Gestaltung vorzubereiten. Vorläufig erscheint diese Prüfung noch durch die Erregung der letzten parlamentarischen Kämpfe beeinträchtigt. Sie sollte aber, unbeschadet dieser Auseinandersetzungen, wenigstens nicht so weit unterlassen oder zurückgedrängt werden, daß über den parteipolitischen Gesichtspunkten die sachlichen Momente in Vergessenheit geraten. Bei der Frage der Abwälzung der neuen Verbrauchssteuern auf die Konsumenten sind alle Parteien gleichmäßig interessiert, und es hat mit dem Parteistreit nichts zu tun und steht mit der theoretischen Billigung oder Mißbilligung der nun Gesetz gewordenen neuen Steuern in keinem Zusammenhange, wenn die Ansprüche der Produzenten die Last dieser neuen Steuern über das notwendige Maß hinaus erhöhen. Hier können die gegenseitigen Beschuldigungen der Parteien nur die Wirkung haben, die Aufmerksamkeit der Konsumenten von dem gemeinsamen Interesse an der Abwehr unnötiger Belastungen abzulenken, und das ist ihr eigener Schaden.

Trotz allen Zeitungspolemiken herrscht auf dem Gebiete der innern Politik noch vollständige Stille. Auch in der auswärtigen Politik hat die letzte Woche für Deutschlands Stellung und Interessen nichts wesentlich Neues gebracht, obwohl sie keineswegs arm an Ereignissen war. Im Orient ist es nach wie vor das Bestreben der deutschen Politik, genau die Grenzen innezuhalten, die uns durch unsre eignen Interessen gezogen sind. Das klingt wie eine Selbstverständlichkeit und ist doch in der Praxis nicht immer so einfach durchzuführen, wie es auf den ersten Blick scheint,

weil die Beziehungen der Mächte so mannigfach verflochten sind. Die Kretafrage hat insofern einen andern Charakter angenommen, als sich die Pforte durch die letzte griechische Antwortnote befriedigt erklärt hat. Auch die Note der Schutzmächte ist von ihr beantwortet worden, ohne daß sich daraus hinsichtlich Kretas neue Spannungen ergeben könnten. Aber nun ist wieder die mazedonische Frage in die Erörterungen hineingezogen worden. Einestheils ist das durch die Türkei selbst geschehen, die in den Tagen der Spannung mit Griechenland eine endgiltige Auseinandersetzung über alle zwischen den beiden Staaten schwebenden Fragen wünschte. Man wollte in der Türkei gern mit dem ganzen Panhellenismus in allen seinen einzelnen Erscheinungen abrechnen. Andernteils aber kam es auch der Politik der Schutzmächte nicht unerwünscht. Die kretische Frage zwang sie, eine Politik fortzusetzen, für die sie unter ganz andern Voraussetzungen die Verantwortung übernommen hatten. Namentlich England empfand es unbequem, im Orient eine Rolle spielen zu müssen, bei der es weder ganz selbständig den eignen Interessen entsprechend handeln konnte noch sich als Mitglied des Konzerts der europäischen Großmächte eine genügende Deckung für unerwünschte Folgen dieser Politik sichern konnte. Vom englischen Standpunkt aus ist es sehr begreiflich, daß Sir Edward Grey sehr gern Deutschland und Osterreich-Ungarn in die zu verhandelnden heikeln Orientfragen hineinziehen möchte. Das wäre bei der mazedonischen Frage eher möglich als bei der kretischen, weil bei der ersten die Beteiligung sämtlicher Signatarmächte des Berliner Vertrags in Frage kommen kann. Freilich wäre die Voraussetzung, daß die Türkei den im Berliner Vertrag übernommenen Verpflichtungen nicht nachkommt. Nachdem aber die neue Türkei auch in Mazedonien durch die Zurückziehung aller ihre Souveränität beeinträchtigenden Maßnahmen ein Vertrauensvotum der Großmächte erhalten hat, wird man ihr mindestens Zeit lassen müssen, ihre Reformen auszuführen. Vorher wird auch Deutschland schwerlich für Schritte zu haben sein, die den neuen Charakter der Beziehungen der Großmächte zur Türkei wieder umwandeln könnten.

Wie weit die Unruhen in Griechenland die Lage zu verändern vermögen, ist noch nicht zu übersehen. Die Befürchtung, daß der Ausgang der Kretafrage irgendwie die durch nationale Aspirationen in Nervosität versetzten Gemüter zu einer Betätigung ihrer Stimmung drängen könnte, hat sich ja nun so weit bestätigt, als sich die unruhigen Geister in der Armee in einer Revolte Luft gemacht haben. Es scheint, daß sie die Lorbeeren der Jungtürken nicht schlafen ließen. Was in Konstantinopel möglich gewesen war, sollte auch in Athen möglich sein. Aber es geht wohl kaum an, diese Verhältnisse in Parallele zu stellen. Vor allem ist dem Außenstehenden völlig unverständlich, inwiefern man in Griechenland den König und die Dynastie für die Beschwerden der Unzufriedenen verantwortlich machen kann. Denn der König hat in seiner 46 jährigen Regierung außer allem, was er persönlich unter schwierigen Verhältnissen für das Land getan hat, das unbestreitbare Verdienst, mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit das konstitutionelle Regiment gewahrt zu haben. Wenn König Georg jetzt in bitterer Stimmung von Abdankung gesprochen haben soll, so wird man wohl hoffen dürfen, daß dies nicht sein letzter Entschluß sein wird. Einweilen haben die auffässigen Offiziere den Rücktritt des Ministeriums Kallis erreicht, was freilich auf die weitere Entwicklung noch gar keine Schlüsse zuläßt.

In freudiger Erregung und warmer Begeisterung hat sich jetzt unsre Reichshauptstadt befunden durch den Besuch des Grafen Zeppelin mit seinem neuerbauten Luftschiff. Für die Fortschritte der Technik in der Beherrschung der Luft mögen andre Fahrten ergebnisreicher gewesen sein, aber diese Begrüßung des genialen Erfinders durch den Kaiser persönlich, der ihn im Schlosse als seinen persönlichen Gast empfing, hatte doch einen Stimmungsinhalt, der durch nichts zu ersetzen ist.

Zimmer wieder zeigt es sich, daß es nicht nur das Merkwürdige und Epochenmachende der Erfindung, sondern die Persönlichkeit des Mannes ist, die ihn volkstümlich macht und ihm die Sympathien und die Bewunderung aller sichert. Und lehrreich ist es, zu beobachten, wie diese tiefinnerliche Begeisterung und Verehrung auch das oft so ungerechte und beschränkte Urteil der großen Menge emporhebt und zum Verständnis zwingt. Auch den kleinen Enttäuschungen gegenüber, die die Fahrt des Grafen Zeppelin durch die bekannten Unfälle und Verzögerungen mit sich brachte, bewahrte das so leicht nervös werdende Großstadtpublikum eine liebevolle Geduld und verständige Rücksichtnahme, die man sonst oft vergebens sucht. Es ist tröstlich, daß der Eindruck wahrer Größe doch nicht so leicht zu erschüttern ist.

Zeppelins Erfolg in stundenlangen Manövern über Großberlin war überraschend, überwältigend; selbst Ben Aliha hätte schweigen müssen. Wer den prächtigen Grafen über die Grundzüge seiner Erfindung sprechen hörte, mußte seine geistige Kraft und Frische bewundern; trotz heller Begeisterung blieb ich damals, vor Jahresfrist, aber doch noch besorgt, ob er wirklich sein hohes Ziel voll erreichen würde. Seit heute weiß ich, daß diesem Admiral der Luftflotte Deutschland eine neue Waffe von furchtbarer Gewalt verdankt. England hat aufgehört, Insel zu sein; die Engländer werden sich an den Gedanken gewöhnen müssen, daß sie der stärkste Kranz von Linien Schiffen rings um ihr grünes Eiland nicht mehr unangreifbar macht. Das ist für mich und wohl für viele gute Deutsche der Kernpunkt bei den Erfolgen der Zeppelinschen Luftschiffahrt. Die Zeppelinen sind die gefährlichsten Linien Schiffe — sie werden die Völker friedlicher machen. Bisher konnte der Inselbewohner Old Englands mit gut bezahlten Söldnern seine Kriege führen, ohne daheim seine Teestunde, sein Tennis und sonstigen Sport zu unterbrechen. Er ließ sein Kapital für sich arbeiten und betrachtete auch die Kriegsführung als ein geschäftliches Unternehmen. Jetzt können ihm die Zeppelinen, ungehindert von seinen Seewächtern, den Krieg ins eigne Land tragen, wenn er wagen sollte, aus frevelhaftem Ubelmut unsre kleine, jugendfrische Seemacht in der Blüte ersticken zu wollen. Ein paar Zeppelinen mit gutem Dynamitvorrat können ihm, der keine Scheu trägt, unsre friedliche Handelschiffahrt im Kriege zu zerstören, unsre Handelsschiffe zu rauben — an seinem eignen Gut und Blut vergelten, was er uns etwa an Schaden zufügt. Die Deutschen sind wahrlich das friedlichste Volk auf Erden und werden es auch bleiben; wenn sie aber jetzt der Mächtigste überfallen wollte, so haben sie nun dank dem Grafen Zeppelin die Macht, das kräftigste Seeräubersprüchlein zur Tat zu machen: à corsaire corsaire et demi. Überwältigend war es, die Sicherheit und Feinheit der Manöver des Grafen heute zu verfolgen. Jede Großstadt wäre ein Trümmerhaufen, die im fahlen Morgengrauen von einigen Zeppelinen mit Dynamit überschüttet würde. Warum aber soll man Städte schonen, solange die größte Seemacht an dem Grundsatz festhält: das Privateigentum ist vogelfrei im Seekriege — denn alle die schönen Konterbandeparagraphen sind doch nur ein dünnes Mäntelchen für den privilegierten Seeraub. A la guerre — comme à la guerre — was dem einen recht, ist dem andern billig. Deshalb hoffe ich, daß mehr als alle Pastorenverbrüderungen und Jugendspiele die Zeppelinen durch ihr Vorhandensein die Menschheit vor den schlimmsten, hartnäckigsten und blutigsten Kriegen bewahren werden, deren Drohgespenst unsre Zeit beunruhigt. Mitthin ist der glänzende, unvergleichliche Erfolg des Grafen ein Kulturfortschritt von hohem Gewicht; denn seine Zeppelinen sind gewaltige Trugwaffen zur Sicherung des Friedens auf Erden.

Berlin, am 29. August 1909 *Georg Wislicenus*

Für die Herausgabe verantwortlich Karl Weisser in Leipzig und George Kleinow in Berlin-Friedenau. Alle Zuschriften an die Redaktion sind nur nach Leipzig, Inselstraße 20, zu richten. Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Karl Marquart in Leipzig